

Dennis Lehane
Der Abgrund in dir

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Steffen Jacobs und Peter Torberg

Diogenes

Titel der 2017 bei Ecco, an imprint of HarperCollins, New York,
erschienenen Originalausgabe: ›Since we fell‹
Copyright © 2017 by Dennis Lehane
Covermotiv: Artwork by Antonio Mora, ›Bye‹
Copyright © Antonio Mora

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/18/44/1
ISBN 978 3 257 07039 2

When you just give love and never get love
you'd better let love depart
I know it's so, and yet I know
I can't get you out of my heart

Buddy Johnson,
›Since I Fell For You‹

Maskiert trete ich auf.
René Descartes

Dreiundsiebzig Mal James

Rachel wurde im Pioneer Valley in West-Massachusetts geboren. Die Gegend war bekannt als die Region der fünf Colleges – Amherst, Hampshire, Mount Holyoke, Smith und die Universität Massachusetts –, und sie beschäftigte zweitausend Lehrkräfte, um fünfundzwanzigtausend Studenten zu unterrichten. Rachel wuchs in einer Welt der Cafés, Frühstückspensionen, weitläufigen öffentlichen Grünanlagen und altmodischen Holzschindelhäuser auf – Häuser mit umlaufenden Veranden und modrig riechenden Dachböden. Im Herbst begruben die Blätter die Straßen und Bürgersteige unter sich und blieben in den Zwischenräumen der Holzlattenzäune stecken. Manchen Winter deckte der Schnee das Tal so dicht zu, dass Stille zum vorherrschenden Geräusch wurde. Im Juli und August trug der Postbote die Briefe mit dem Fahrrad aus, eine altmodische Klingel am Lenker, und es kamen Touristen, welche die Theater und Antiquitätengeschäfte bevölkerten.

Ihr Vater hieß James. Sonst wusste sie wenig über ihn. Sie erinnerte sich an sein dunkles, gewelltes Haar und dass sein überraschend hervorbrechendes Lächeln immer ein wenig unsicher gewirkt hatte. Mindestens zweimal war er mit ihr auf einem Spielplatz mit einer dunkelgrünen Rutsche gewesen, über dem die Wolken von Berkshire so tief hingen, dass

er das Kondenswasser von der Schaukel wischen musste, ehe er sie daraufsetzen konnte. Auf einem dieser Ausflüge hatte er sie zum Lachen gebracht, aber sie erinnerte sich nicht mehr, womit.

James war Lehrer an einem College gewesen. Sie hatte keine Ahnung, an welchem, und sie wusste auch nicht, ob er wissenschaftlicher Mitarbeiter, Dozent oder fest angestellter Professor gewesen war. Sie wusste nicht einmal, ob er an einem der »berühmten Fünf« unterrichtet hatte. Er hätte auch am Berkshire oder Springfield Technical, am Greenfield cc oder am Westfield State arbeiten können oder an irgendeinem der anderen Colleges, von denen es in der Region mindestens ein Dutzend gab.

Ihre Mutter unterrichtete am Mount Holyoke, als James die beiden verließ. Rachel war nicht mal drei Jahre alt und hätte später nicht mit Sicherheit sagen können, ob sie dabei gewesen war, als ihr Vater fortging, oder ob sie sich das bloß eingebildet hatte, um sich über seine Abwesenheit hinwegzutrusten. Sie hörte, wie die Stimme ihrer Mutter durch die Wände des kleinen Hauses an der Westbrook Road drang, das sie in jenem Jahr gemietet hatten. *Hast du mich verstanden? Wenn du durch diese Tür gehst, werde ich dich aus meinem Leben auslöschen.* Kurz darauf das dumpfe Poltern eines Koffers auf der Hintertreppe, gefolgt vom Zuschnappen der Kofferraumklappe. Das Krächzen und Pfeifen eines kalten Motors in einem kleinen Auto, der gegen das Anlassen protestiert. Dann Reifen, die über das herbstliche Laub und die gefrorene Erde gleiten, gefolgt von ... Stille.

Vielleicht hatte ihre Mutter nicht geglaubt, dass er wirklich gehen würde. Vielleicht hatte sie sich nach seinem Weg-

gang eingeredet, dass er zurückkehren würde. Als er fortblieb, verwandelte sich ihre Bestürzung in Hass, und der Hass steigerte sich ins Unermessliche.

»Er ist weg«, sagte sie, als Rachel ungefähr fünf war und begonnen hatte, hartnäckige Fragen nach seinem Verbleib zu stellen. »Er will nichts mit uns zu tun haben. Und das ist in Ordnung, Liebling, weil wir ihn nicht brauchen, um uns zu definieren.« Sie kniete vor Rachel nieder und strich ihr eine widerspenstige Haarsträhne hinter das Ohr. »Und jetzt werden wir nie wieder von ihm sprechen. Einverstanden?«

Aber natürlich sprach Rachel weiter von ihm und stellte ihre Fragen. Anfangs machte das ihre Mutter wütend; wilde Panik flammte dann in ihren Augen auf, und sie atmete scharf ein. Aber schließlich trat an die Stelle der Panik ein seltsames schwaches Lächeln. So schwach, dass man es kaum ein Lächeln nennen konnte, nur ein leises Aufwärtszucken ihres rechten Mundwinkels, das zugleich arrogant, bitter und triumphierend war.

Es dauerte Jahre, bis Rachel in diesem Lächeln den Entschluss ihrer Mutter erkannte (ob bewusst oder unbewusst, war ihr nie ganz klar), die Identität ihres Vaters zum zentralen Schlachtfeld eines Krieges zu machen, der Rachels gesamte Jugend bestimmen sollte.

Es begann damit, dass sie versprach, Rachel an ihrem sechzehnten Geburtstag James' Nachnamen zu nennen, vorausgesetzt, dass Rachel bis dahin die nötige Reife zeigen würde. Aber in dem Sommer bevor sie sechzehn wurde, verhaftete man sie in einem gestohlenen Auto zusammen mit Jarod Marshall, mit dem sie sich eigentlich nie mehr hatte treffen wollen – so lautete zumindest das Versprechen, das

sie ihrer Mutter gegeben hatte. Das nächste Stichtag war ihr Highschool-Abschluss, aber nach einem Ecstasy-Absturz hatte sie Glück, dass sie ihren Abschluss überhaupt bekam. Später, sagte ihre Mutter, später. Wenn sie aufs College ginge, und zwar auf ein »richtiges« College, dann, so sagte ihre Mutter, dann vielleicht.

Sie stritten dauernd deswegen. Rachel schrie und warf Sachen durch die Gegend, und das Lächeln ihrer Mutter wurde kälter und noch schwächer, als es sowieso schon war. Immer wieder fragte sie Rachel: »Warum?«

Warum willst du das wissen? Warum willst du einen Fremden kennenlernen, der niemals Teil deines Lebens war oder irgendetwas zu deiner finanziellen Sicherheit beigetragen hat? Solltest du nicht erst einmal herausfinden, was in dir selbst dich so unglücklich macht, ehe du in die Welt hinausgehst und einen Mann suchst, der dir keine Antworten geben kann und keinen Frieden?

»Weil er mein Vater ist!«, schrie Rachel immer wieder.

»Er ist nicht dein Vater«, sagte ihre Mutter mit einem Anflug salbungsvoller Anteilnahme. »Er ist mein Samen-spender.«

Das sagte sie am Ende einer ihrer schlimmsten Auseinandersetzungen, dem Tschernobyl der Mutter-Tochter-Debatten. Rachel glitt geschlagen an der Wand des Wohnzimmers hinab und flüsterte: »Du bringst mich um.«

»Ich beschütze dich«, sagte ihre Mutter.

Rachel sah hoch und erkannte zu ihrem Entsetzen, dass es ihrer Mutter ernst war. Schlimmer noch, sie hielt sich an dieser Überzeugung aufrecht.

Als Rachel während ihres ersten Collegejahres in Boston

in einem Einführungsseminar zum Thema »Britische Literaturwissenschaft seit 1550« saß, übersah ihre Mutter eine rote Ampel in Northampton, und ein Tanklaster fuhr mit Höchstgeschwindigkeit in die Flanke ihres Saab. Anfangs befürchtete man, dass der Benzintank bei dem Unfall leckgeschlagen sei, aber das stellte sich als unbegründete Sorge heraus. Feuerwehr und Rettungskräfte, die sogar aus dem entfernten Pittsfield gekommen waren, atmeten erleichtert auf, denn die Kreuzung befand sich in einem dichtbesiedelten Gebiet zwischen einem Altersheim und einer Vorschule.

Der Fahrer des Tanklasters erlitt ein leichtes Schleudertrauma und einen Bänderriss im Knie. Elizabeth Childs, die einst berühmte Autorin, starb bei dem Aufprall. Auch wenn ihre landesweite Prominenz längst abgeklungen war, so war sie doch immer noch eine glanzvolle regionale Berühmtheit. Sowohl der *Berkshire Eagle* als auch die *Daily Hampshire Gazette* druckten einen Nachruf auf dem unteren Teil ihrer Titelseiten, und ihr Begräbnis war gut besucht. Der anschließende Leichenschmaus allerdings weniger. Rachel verschenkte den Großteil des Essens an ein Obdachlosenheim. Sie sprach mit mehreren Freundinnen ihrer Mutter und einem Mann namens Giles Ellison, der am Amherst College Politikwissenschaften unterrichtete und, wie Rachel seit langem vermutet hatte, der Gelegenheitsliebhaber ihrer Mutter war. Sie sah sich in ihrer Annahme bestätigt, weil er kaum sprach und die Frauen ihn besonders aufmerksam behandelten. Giles, normalerweise ein geselliger Mensch, hob öfters zum Sprechen an, schloss den Mund dann aber wieder, als hätte er es sich anders überlegt. Er sah sich im Haus um, als ob er jede Kleinigkeit aufsaugen wollte, als

ob ihm alles vertraut wäre und ihm einst Geborgenheit geschenkt hätte. Als ob dies alles wäre, was ihm von Elizabeth geblieben wäre, und er zu begreifen versuche, dass er nichts davon jemals wiedersehen würde. Es war ein regnerischer Apriltag, und das Wohnzimmerfenster, das auf die Old Mill Lane hinaussah, rahmte ihn ein. Rachel spürte ein ungeheures Mitleid für Giles Ellison in sich aufsteigen, wie er da stand und dem Ruhestand und Greisentum entgegenalterte. Er hatte gehofft, diese Lebensphase mit einer wehrhaften Löwin an seiner Seite durchzustehen, und nun musste er sie allein bewältigen. Es war wenig wahrscheinlich, dass er eine neue Partnerin finden würde, die ebenso intelligent und zornig war wie Elizabeth Childs.

Auf ihre ganz eigene schikanöse und bissige Art war sie eine strahlende Persönlichkeit gewesen. Sie betrat nicht einfach einen Raum, sie rauschte hinein. Sie lud Freunde und Kollegen nicht einfach zu sich ein, sie scharte sie um sich. Sie schien fast keinen Schlaf zu brauchen, sie wirkte nur selten müde, und niemand konnte sich erinnern, dass sie jemals krank gewesen war. Wenn Elizabeth Childs einen Raum verließ, dann merkte man das sogar dann noch, wenn man erst nach ihrem Weggang eingetroffen war. Und als Elizabeth Childs die Welt verließ, war es das gleiche Gefühl.

Überrascht stellte Rachel fest, wie wenig sie auf den Verlust ihrer Mutter vorbereitet war. Elizabeth hatte vieles verkörpert, das meiste – zumindest nach Ansicht ihrer Tochter – auf keineswegs positive Weise, aber sie war immer *anwesend* gewesen. Ohne Wenn und Aber. Und nun war sie unwiderruflich – und jäh – *abwesend*.

Aber Rachels eine und einzige Frage hatte sie überdauert.

Und die Möglichkeit, eine Antwort darauf zu bekommen, war mit ihrer Mutter dahingegangen. Elizabeth war vielleicht nicht willens gewesen, ihr diese Antwort zu geben, aber sie hatte sie zweifellos gekannt. Nun tat das vielleicht niemand mehr.

Wie gut Giles und ihre Freundinnen, ihre Agentin und ihr Verleger Elizabeth Childs auch immer gekannt hatten – und sie alle beschrieben eine bestimmte Facette von ihr, die sich leicht, aber deutlich von der Frau unterschied, mit der Rachel zusammengelebt hatte –, keiner von ihnen hatte sie länger gekannt als Rachel.

»Ich wünschte, ich wüsste etwas über James«, sagte Ann Marie McCarron, Elizabeths älteste Freundin in dieser Gegend, zu Rachel, nachdem sie ausreichend getrunken hatten, um das heikle Thema anzusprechen. »Aber ich habe deine Mutter erst mehrere Monate nach ihrer Trennung kennengelernt. Ich erinnere mich noch, dass er in Connecticut unterrichtet hat.«

»Connecticut?« Sie saßen auf der verglasten Veranda, nicht mehr als zweiundzwanzig Meilen von der Grenze zu Connecticut entfernt. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund war es Rachel nie in den Sinn gekommen, dass ihr Vater, statt an einem der »berühmten Fünf« oder einem der fünfzehn anderen Colleges diesseits der Berkshire Mountains zu unterrichten, genauso gut eine halbe Autostunde südlich in Connecticut gearbeitet haben könnte.

»Die Universität von Hartford?«, fragte sie.

Ann Marie brachte es fertig, gleichzeitig die Nase zu rümpfen und die Lippen zu spitzen. »Keine Ahnung. Könnte sein.« Sie schlang einen Arm um Rachel. »Ich

wünschte, ich könnte helfen. Und ich wünschte auch, du könntest die Sache einfach auf sich beruhen lassen.«

»Warum?«, fragte Rachel (schon wieder dieses ewige *Warum*, dachte sie). »War er so schlimm?«

»Das wäre mir neu«, sagte Ann Marie schon etwas lallend und setzte ein trauriges Gesicht auf. Sie sah durch die Fensterscheibe in den grauen Nebel, der über den grauen Bergen hing, und sprach mit Nachdruck und einer gewissen Endgültigkeit: »Schätzchen, ich weiß bloß, dass er sein altes Leben hinter sich gelassen hat.«

In ihrem Testament hatte ihre Mutter ihr alles vererbt. Es war weniger, als Rachel vermutet hatte, aber mehr, als sie mit einundzwanzig brauchte. Wenn sie bescheiden lebte und das Geld geschickt anlegte, würde es vielleicht zehn Jahre lang reichen.

In einer verschlossenen Schublade im Arbeitszimmer fand sie die beiden Schuljahrbücher ihrer Mutter: North Adams High School und Smith College. Ihren Abschluss und ihren Doktor hatte sie an der Johns-Hopkins-Universität gemacht (mit *neunundzwanzig*, wie Rachel feststellte – ach herrje), aber der einzige Hinweis darauf waren die beiden gerahmten Urkunden, die neben dem Kamin an der Wand hingen. Sie ging die Jahrbücher in einem selbst-auferlegten Schneckentempo dreimal gründlich durch. Alles in allem fand sie vier Fotos von ihrer Mutter, zwei offizielle und zwei, auf denen sie als Teil einer Gruppe zu sehen war. Im Jahrbuch des Smith College gab es keine Studenten mit dem Namen James, da es sich um eine reine Mädchenschule handelte. Dafür zwei Lehrer, doch von denen hatte keiner das richtige Alter oder schwarzes Haar. Im Jahrbuch

der North Adams High School fand sie sechs Jungen namens James, von denen zwei – James McGuire und James Quinlan – in Frage kamen. Es dauerte eine halbe Stunde, bis sie am Computer der Bücherei von South Hadley herausgefunden hatte, dass James McGuire aus North Adams noch während seiner Collegezeit beim Wildwasserfahren verunglückt war; James Quinlan hatte einen Abschluss in Betriebswirtschaft an der Universität von Wake Forest gemacht. Er hatte North Carolina kaum jemals verlassen und eine erfolgreiche Ladenkette für Teakholzmöbel gegründet.

In dem Sommer, ehe sie das Haus verkaufte, stattete sie der Detektei Berkshire Security & Partner einen Besuch ab, wo sie Brian Delacroix kennenlernte. Der hochgewachsene Privatdetektiv war kaum älter als sie und bewegte sich mit der schlaksigen Gelassenheit eines Joggers. Sie trafen sich in seinem Büro im zweiten Stock eines Gebäudes im Gewerbegebiet von Chicopee. Das Büro war eine Schuhschachtel, es passten gerade mal Brian, ein Schreibtisch, zwei Computer und ein paar Aktenschränke hinein. Als sie fragte, wo die »Partner« aus dem Firmennamen seien, erklärte Brian, dass er dieser Partner sei. Die Zentrale befände sich in Worcester. Seine Zweigstelle in Chicopee funktioniere auf Franchisebasis und sei eine günstige Gelegenheit für ihn, erste Berufserfahrungen zu sammeln. Er bot an, sie an einen erfahreneren Kollegen weiterzuleiten, aber ihr war wirklich nicht danach zumute, wieder in ihr Auto zu steigen und den ganzen Weg nach Worcester zu fahren, also ging sie das Risiko ein und erzählte ihm, weshalb sie gekommen war. Brian stellte einige Fragen und notierte sich etwas auf einem gelben Notizblock. Er sah ihr oft genug in die Augen, um sie

eine schlichte Sanftheit in seinem Wesen spüren zu lassen, die sein Alter Lügen strafte. Er erschien ihr ernsthaft, und da er neu in diesem Beruf war, hatte er seine Ehrlichkeit noch nicht verloren – sie wusste, dass sie damit richtiglag, als er ihr zwei Tage später riet, weder ihn noch einen anderen mit der Suche nach ihrem Vater zu beauftragen. Brian sagte ihr, dass er ihren Fall annehmen und ihr vierzig Arbeitsstunden in Rechnung stellen könne, ehe er mit derselben Einschätzung herausrückte, die er ihr jetzt anbot.

»Sie haben zu wenig Informationen, um diesen Mann zu finden.«

»Deshalb will ich Sie ja mit der Suche beauftragen.«

Er rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Ich habe ein bisschen recherchiert. Nichts Großartiges, nichts, was ich Ihnen berechnen würde –«

»Ich zahle.«

»– aber genug. Wenn er Trevor hieße oder, was weiß ich, Zachary, dann hätten wir vielleicht eine Chance, einen Mann aufzuspüren, der vor zwanzig Jahren an einer von mehr als zwei Dutzend höherer Bildungseinrichtungen in Massachusetts oder Connecticut unterrichtet hat. Aber ich habe eine schnelle Computeranalyse durchführen lassen, Miss Childs, und in den letzten zwanzig Jahren haben an den siebenundzwanzig Schulen, die in Frage kommen, nicht weniger als dreiundsiebzig« – er nickte angesichts ihrer schockierten Reaktion – »wissenschaftliche Assistenten, Aushilfslehrer, Gastprofessoren, Honorarprofessoren und Vollzeitprofessoren mit dem Vornamen James gearbeitet – einige nur ein Semester lang, andere in Festanstellung.«

»Kann man Personalakten mit Fotos bekommen?«

»Von einigen bestimmt, vielleicht von der Hälfte. Aber wenn er nicht zu dieser Hälfte gehört – und wie würden Sie ihn überhaupt erkennen wollen? –, dann müssten wir immer noch über fünfunddreißig andere Männer mit dem Namen James aufspüren, die der demographischen Wahrscheinlichkeit nach über das gesamte Land verstreut wären, und eine Möglichkeit finden, zwanzig Jahre alte Fotos von ihnen in die Hände zu bekommen. Dann würde ich Ihnen nicht vierzig Stunden Arbeit berechnen. Dann würde ich vierhundert berechnen. Und wir hätten immer noch keine Garantie, diesen Burschen ausfindig zu machen.«

Sie durchlief ein Wechselbad der Gefühle: Angst, Zorn, Hilflosigkeit – die weiteren Zorn hervorrief – und schließlich trotzige Wut über diesen Scheißkerl, der seine Arbeit nicht machen wollte. Gut, würde sie eben jemand anderen finden.

Er erkannte das alles in ihren Augen und an der Art, mit der sie nach ihrer Handtasche griff.

»Wenn Sie zu einer anderen Detektei gehen und die merken, dass Sie kürzlich eine Erbschaft gemacht haben, dann werden sie Ihnen das Geld aus der Tasche ziehen und trotzdem nichts herausfinden. Und dieser Diebstahl – denn etwas anderes ist es meiner Meinung nach nicht – wird völlig rechtmäßig sein. Dann sind Sie arm und immer noch verterlos.« Er beugte sich vor und sprach mit sanfter Stimme: »Wo wurden Sie geboren?«

Sie neigte den Kopf in Richtung des südlichen Fensters. »Springfield.«

»Existiert eine Patientenakte?«

Sie nickte. »Mein Vater wird darin als ›unbekannt‹ vermerkt.«

»Aber Ihre Eltern waren damals ein Paar?«

Sie nickte wieder. »Einmal, als meine Mutter etwas getrunken hatte, erzählte sie mir, dass sie sich an dem Abend, als die Wehen einsetzten, gestritten hatten. Er verließ daraufhin die Stadt. Aus Wut hat sie sich nach der Geburt geweigert, dem Krankenhaus seinen Namen zu nennen.«

Sie saßen schweigend da. Dann fragte sie: »Sie wollen meinen Fall also nicht übernehmen?«

Brian Delacroix schüttelte den Kopf. »Lassen Sie es auf sich beruhen.«

Sie stand mit zitternden Händen auf und dankte ihm für seine Mühe.

Überall im Haus waren Fotos: im Nachttisch ihrer Mutter, in einer Kiste auf dem Dachboden, einer Schublade im Arbeitszimmer. Auf den meisten Fotos waren sie beide zu sehen. Rachel erkannte betroffen, wie deutlich die Liebe ihrer Mutter sich in ihren blassen Augen zeigte, auch wenn sie sogar auf den Fotos kompliziert wirkte: als ob sie gerade dabei sei, das Thema Mutterliebe noch einmal zu überdenken. Die restlichen Bilder zeigten Freunde, Kollegen aus der akademischen Welt und aus dem Verlagswesen. Die meisten waren auf Cocktailpartys und sommerlichen Grillfesten aufgenommen worden, und zwei in einer Kneipe mit Menschen, die Rachel zwar nicht kannte, die aber unverkennbar dem akademischen Milieu entstammten.

Zwei zeigten einen Mann mit dunklem, welligem Haar und einem unsicheren Lächeln.

Beim Verkauf des Hauses fand sie die Tagebücher ihrer Mutter. Zu diesem Zeitpunkt hatte Rachel ihr Studium an der

Emerson bereits abgeschlossen und plante, Massachusetts zu verlassen, um in New York City weiterzustudieren. Das alte viktorianische Haus, in dem sie mit ihrer Mutter seit der dritten Klasse gewohnt hatte, beherbergte nur wenige schöne Erinnerungen und war ihr immer wie ein Geisterhaus vorgekommen. (»Das sind bloß Geister von der Fakultät«, hatte ihre Mutter immer gesagt, wenn vom Ende des Flurs ein unerklärliches Knarren zu ihnen drang oder auf dem Dachboden etwas mit dumpfem Knall aufschlug. »Die lesen da oben wahrscheinlich Chaucer und trinken Kräutertee.«)

Die Tagebücher waren nicht auf dem Dachboden. Sie befanden sich in einer Kiste im Keller, einfache linierte Aufsatzhefte, versteckt unter nachlässig verpackten ausländischen Ausgaben von *Die Treppe*. Die Einträge waren so planlos, wie ihre Mutter es zeit ihres Lebens gewesen war. Die Hälfte war undatiert, und es klafften monatelange, manchmal sogar jahrelange Lücken zwischen ihnen. Am häufigsten schrieb sie über Angst. Vor der *Treppe* waren es finanzielle Ängste: Sie würde als Psychologiedozentin niemals genug verdienen, um ihr Studentendarlehen abstopfen zu können, geschweige denn, um ihre Tochter an eine anständige Privatschule und auf ein anständiges College schicken zu können. Als ihr Buch die Bestsellerlisten stürmte, wurde sie von der Angst heimgesucht, niemals eine angemessene Fortsetzung schreiben zu können. Sie hatte auch Angst, dass man ihr Buch zur Hochstapelei erklären würde, dass man sagen würde, es sei ein Beschiss, und dass dieser Beschiss auffliegen würde, sobald sie etwas Neues veröffentlichte. Diese Angst, wie sich herausstellen sollte, war nur allzu gerechtfertigt.

Aber die meisten Ängste galten Rachel. Rachel wurde Zeugin, wie sie sich von einem ungestümen, manchmal lästigen Freudenquell (»Sie hat diese unbändige Spielfreude ... Sie hat ein so großes und schönes Herz, dass ich mich frage, was die Welt einmal daraus machen wird ...«) in eine verzweifelte und selbstzerstörerische Querulantin verwandelte (»Die Selbstverletzungen machen mir fast weniger Sorge als die häufigen Partnerwechsel; sie ist doch erst dreizehn ... Sie springt ins kalte Wasser und beschwert sich, dass es kalt ist, und *ich* bin diejenige, die sie verantwortlich macht.«).

Fünfzehn Seiten später hieß es: »Ich muss mich dieser Einsicht stellen: Ich war keine gute Mutter. Ich hatte noch nie Geduld für das unterentwickelte Stirnhirn. Ich bin zu bissig, will auf den Punkt kommen, obwohl ich eigentlich Geduld vorleben sollte. Ich fürchte, dass sie mit einer schroffen Reduktionistin aufwachsen musste. Und ohne Vater. Das hat sie innerlich ausgehöhlt.«

Einige Seiten später kam ihre Mutter erneut auf das Thema zu sprechen. »Ich fürchte, sie wird ihr Leben mit der Suche nach etwas verschwenden, womit sie ihre innere Leere füllen kann: kurzlebige Moden, Seelenklimbim, New-Age-Therapien, Kräutermedizin. Sie hält sich für rebellisch und widerspenstig, aber sie ist nur eines von beidem. Sie ist so schrecklich *bedürftig*.«

In einem undatierten Eintrag einige Seiten später schrieb Elizabeth Childs: »Jetzt ist sie krank, liegt in diesem fremden Bett und ist sogar noch bedürftiger als sonst. Immer wieder stellt sie die gleiche Frage: *Wer ist er, Mutter?* Sie sieht so zerbrechlich aus – sentimental und zerbrechlich. Sie hat so viele wunderbare Anlagen, meine liebste Rachel, aber

stark ist sie nicht. Wenn ich ihr sage, wer James ist, wird sie ihn ausfindig machen. Er wird ihr das Herz brechen. Und warum sollte ich ihm diese Macht einräumen? Warum sollte ich ihm nach all diesen Jahren erlauben, sie noch einmal zu verletzen? Mit ihrem schönen, angeschlagenen Herz sein Spiel zu treiben? Erst heute habe ich ihn gesehen.«

Rachel, die auf der vorletzten Stufe der Kellertreppe saß, hielt den Atem an. Sie krampfte die Hände um das Tagebuch, und die Welt verschwamm vor ihren Augen.

Erst heute habe ich ihn gesehen.

»Er hat mich nicht bemerkt. Ich habe oben an der Straße geparkt. Er stand auf dem Rasen seines Hauses – das, in dem er wohnt, seit er uns verlassen hat. Und sie waren bei ihm: die Ersatzfrau, die Ersatzkinder. Seine Haare haben sich gelichtet, und um die Hüften und am Kinn ist er ganz schön wabbelig geworden. Ein schwacher Trost. Er ist glücklich. So wahr mir Gott helfe! Er ist glücklich. Und ist das nicht das Schlimmste, was hätte passieren können? Ich glaube nicht einmal, dass das Glück existiert – nicht als Ideal, nicht als echter Seinszustand. Glück ist etwas für kindische Gemüter; und dennoch ist er glücklich. Und dieses Glück würde er von der Tochter bedroht sehen, die er nie wollte – nach ihrer Geburt weniger denn je. Weil sie ihn an mich erinnerte. Daran, wie sehr er mich zu verabscheuen lernte. Er würde sie verletzen. Ich war der einzige Mensch in seinem Leben, der sich weigerte, ihn anzuhimmeln, und das würde er Rachel niemals verzeihen. Er würde glauben, dass ich ihr nicht viel Schmeichelhaftes über ihn erzählt hätte, und James war noch nie ein Mensch, der Kritik an seinem kostbaren, ernsthaften Selbst ertragen konnte.«

Rachel war nur ein einziges Mal in ihrem Leben bettlägerig gewesen, in ihrem zweiten Jahr an der Highschool. Sie hatte sich kurz vor den Weihnachtsferien mit dem Pfeifferschen Drüsenfieber angesteckt. Ein glücklicher Zeitpunkt, denn es dauerte dreizehn Tage, bis sie wieder aufstehen konnte, und fünf weitere, um genug Kraft für die Schule zu sammeln. Am Ende hatte sie trotzdem nur drei Tage Unterricht verpasst.

Und irgendwann in diesem Zeitraum hatte ihre Mutter James gesehen. Während sie Gastprofessorin am Wesleyan war. Sie wohnten in einem Haus in Connecticut zur Miete, in Middletown, und dort hatte das »fremde Bett« gestanden, an das Rachel gefesselt gewesen war. Ihre Mutter war – wie sie sich jetzt mit halb widerwilligem Stolz in Erinnerung rief – während ihrer gesamten Krankheit nur ein einziges Mal von ihrer Seite gewichen: um Lebensmittel und Wein zu kaufen. Rachel hatte eine Videokassette mit *Pretty Woman* angesehen, und als ihre Mutter zurückkehrte, war der Film noch nicht vorbei gewesen. Elizabeth hatte bei ihr Fieber gemessen und die Ansicht geäußert, dass Julia Roberts' breites Grinsen »wahnsinnig nervtötend« sei, ehe sie mit den Einkaufstaschen in der Küche verschwunden war.

Als sie in Rachels Zimmer zurückkam, hielt sie ein Glas Wein in der einen Hand und einen warmen, feuchten Waschlappen in der anderen. Sie warf Rachel einen flehentlichen, hoffenden Blick zu und sagte: »Das haben wir doch ganz gut hingekriegt, oder?«

Rachel sah zu ihr hoch, während sie ihr den Waschlappen auf die Stirn legte. »Natürlich haben wir das«, sagte sie, denn in jenem Augenblick fühlte es sich wirklich so an.

Ihre Mutter tätschelte ihr die Wange und sah zum Fernseher hinüber, wo gerade das Ende des Films lief. Richard Gere, der Märchenprinz, war mit Blumen gekommen, um seine Märchennutte Julia zu retten. Er streckte ihr ungelenkt die Blumen entgegen, Julia lachte und bekam feuchte Augen, im Hintergrund setzte laut die Musik ein.

Ihre Mutter sagte: »Also wirklich, jetzt reicht's aber mit dem Gegrinse.«

Somit ließ sich der Tagebucheintrag auf Dezember 1992 datieren. Oder auf den frühen Januar 1993. Acht Jahre später wurde Rachel, auf einer Kellertreppe sitzend, klar, dass ihr Vater irgendwo in einem Umkreis von dreißig Meilen um Middletown gelebt hatte. Mehr konnten es nicht sein. Ihre Mutter war zu seinem Haus gefahren, hatte ihn und seine Familie beobachtet, und dann hatte sie ihre Einkäufe gemacht und im Spirituosenladen Wein gekauft – alles in weniger als zwei Stunden. Das hieß, dass James ganz in der Nähe unterrichtet haben musste, wahrscheinlich an der Universität Hartford.

»*Falls* er überhaupt noch unterrichtet hat«, sagte Brian Delacroix, als sie ihn anrief.

»Stimmt.«

Aber Brian pflichtete ihr bei, dass sie nun genug Informationen zum Weitermachen hätten, so dass er ihren Fall und ihr Geld annehmen und morgens trotzdem noch in den Spiegel sehen könne. Und so begannen Brian Delacroix und Berkshire Security & Partner im Spätsommer des Jahres 2001 mit den Ermittlungen zur Identität ihres Vaters.

Sie förderten nichts zutage.

Es gab keinen James, der in jenem Jahr an einer Hoch-

schule im nördlichen Connecticut gelehrt hatte, den sie nicht bereits zuvor unter die Lupe genommen hatten. Einer hatte blondes Haar, einer war Afroamerikaner, und der dritte war siebenundzwanzig Jahre alt.

Wieder einmal hieß es, Rachel solle die Sache auf sich beruhen lassen.

»Ich gehe bald«, sagte Brian.

»Weg von hier?«

»Ja, aber ich will auch raus aus diesem Beruf. Ich will kein Privatdetektiv mehr sein. Es ist einfach zu tristlos. Den ganzen Tag lang muss ich Menschen enttäuschen, selbst dann, wenn ich ihnen liefere, wofür sie mich bezahlt haben. Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen konnte, Rachel.«

Sie spürte eine Leere in sich. Noch ein Abschied. Ein weiterer Mensch in ihrem Leben, wie unwichtig er auch sein mochte, der sie verließ, ohne dass sie etwas dagegen tun konnte. Sie hatte keinen Einfluss darauf.

»Was wollen Sie tun?«, fragte sie.

»Ich gehe wahrscheinlich zurück nach Kanada.« Seine Stimme klang fest, als ob er eine Entscheidung getroffen hätte, die er schon sein ganzes Leben hatte treffen wollen.

»Sind Sie Kanadier?«

Er lachte leise. »Aber sicher doch.«

»Was erwartet Sie dort?«

»Die Holzfirma meiner Eltern. Wie steht's mit Ihnen?«

»Das College ist prima. New York gerade nicht so.«

Es war der späte September des Jahres 2001, weniger als drei Wochen nach dem Anschlag auf das World Trade Center.

»Natürlich«, sagte er ernst. »Natürlich. Ich hoffe, dass

sich für Sie alles zum Guten wendet. Ich wünsche Ihnen viel Glück, Rachel.«

Sie war überrascht, wie intim ihr Name aus seinem Mundklang. Sie sah seine Augen vor sich, die Sanftheit in ihnen, und sie ärgerte sich ein bisschen, dass sie sich nicht schon früher eingestanden hatte, wie sehr sie sich zu ihm hingezogen fühlte. Sie hätten sich vielleicht zum Essen verabreden können.

»Kanada also?«

Wieder dieses leise Lachen. »Kanada.«

Sie verabschiedeten sich voneinander.

Ihre Kellerwohnung an der Waverly Place in Greenwich Village, nur wenige Gehminuten von der New York University entfernt, lag inmitten von Ruß und Asche, die noch Wochen nach 9/11 alles in Lower Manhattan bedeckten. Am Tag nach dem Anschlag hatte sich eine dicke staubige Schicht auf ihre Fensterbretter gelegt: eine Decke aus Haaren und Knochenstücken und Körperzellen, die immer mehr anwuchs, wie Schnee. Die Luft roch verbrannt. Nachmittags streifte sie ziellos herum. Einmal kam sie an der Notaufnahme des Krankenhauses St. Vincent vorbei, vor der Rollbahnen aufgereiht standen für Patienten, die niemals eintrafen. In den folgenden Tagen tauchten an den Mauern und Zäunen des Krankenhauses immer mehr Fotos auf, die meisten mit einer einfachen Botschaft beschriftet: »Haben Sie diese Person gesehen?«

Nein, hatte sie nicht. All diese Personen waren fort.

Sie war von Verlusten umgeben, die um ein Vielfaches größer waren als alles, was sie in ihrem eigenen Leben erfahren hatte. Wo immer sie sich hinwandte, umgaben sie

Trauer, nicht erhörte Gebete und ein umfassendes Chaos, das so viele Gestalten annahm – sexuelle, emotionale, psychologische, moralische –, dass es schnell zu einem Band wurde, das die Menschen miteinander verband.

Wir sind verloren, erkannte Rachel und beschloss, ihre eigenen Wunden so gut sie konnte zu verbinden und nicht mehr an ihnen zu kratzen.

In jenem Herbst stieß sie auf zwei Sätze in einem Tagebuch ihrer Mutter, die sie wochenlang wie ein Mantra vor dem Schlafengehen aufsagte:

James, hatte ihre Mutter geschrieben, war nie für uns bestimmt.

Und wir nie für ihn.